

The image features a dramatic sunset scene with several traditional Chinese sailing ships. The ships are silhouetted against a bright orange and yellow sky. The largest ship on the left has a tall mast and a large, dark sail. A person is visible on the deck of this ship. In the background, there are rolling hills or mountains. The overall mood is somber and atmospheric.

AMITAV
GHOSH

DIE FLUT DES
FEUERS

ROMAN

BLESSING

Das Buch

1839: Nachdem China den vornehmlich von den Briten und deren Kolonien betriebenen Handel mit Opium nicht mehr dulden will, erklärt ihm Großbritannien den Krieg. Die *Hind* ist eines der Schiffe, die bei dem Angriff auf Kanton zum Einsatz kommen sollen, und segelt zu diesem Zweck von Bombay nach China. An Bord sind unter anderem Kesri Singh, ein Kommandant der britisch-ostindischen Armee, sowie Captain Mee, ein britischer Offizier mit gebrochenem Herzen und zweifelhaftem Ruf; außerdem Zachary Reid, ein junger Seemann, auf dem Weg nach oben, und Shirin Moddie, die in China die Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Mannes, eines Opiumhändlers, an sich nehmen will. Sie alle geraten schon bald in die Wirren der Opiumkriege, die in Chinas verheerender Niederlage und in der Annektierung Hongkongs durch Großbritannien enden werden. Eine vor Atmosphäre und Detailfreude flirrende, spannende und berührende Geschichte vor der Kulisse Indiens und Chinas, mit der Amitav Ghosh sein großes historisches Panorama über die Opiumkriege, die eine frühe Ära der Globalisierung markieren, fulminant vollendet.

Der Autor

Amitav Ghosh, wurde 1956 in Kalkutta geboren und studierte Geschichte und Sozialanthropologie in Neu-Delhi. Nach seiner Promotion in Oxford unterrichtete er an verschiedenen Universitäten. Mit *Der Glaspalast* (Blessing, 2000) gelang dem schon vielfach ausgezeichneten Autor weltweit der große Durchbruch. Zuletzt erschienen seine Romane *Das mohnrote Meer* (2008) und *Der rauchblaue Fluss* bei Blessing (2012), die ersten beiden Teile der Ibis-Trilogie, die mit *Die Flut des Feuers* zu ihrem Abschluss kommt. Ghosh lebt in Indien und den USA.

AMITAV GHOSH

Die Flut des Feuers

Aus dem Englischen
von Barbara Heller
und Rudolf Hermstein

Blessing

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Originaltitel: *Flood of Fire*
Originalverlag: John Murray, London

Copyright © 2015 by Amitav Ghosh
Copyright © 2016 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.
Covergestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung
von shutterstock/Dean Drobot
und thinkstock/istock/gkuchera
[Karte](#) Vor- und Nachsatz: © Historic-Maps
Satz: Leingärtner, Nabburg

ISBN: 978-3-641-19993-7
V002

blessing-verlag.de



Dänische M. 1/781 auf 1 Grad
 25 40 100 200 250
 Schwedische M. 10 3/4 auf 1 Grad
 10 20 40 100 200
 Königliche Werste 10 1/4 auf 1 Grad
 100 200 400 1000
 Griechische M. 87 auf 1 Grad
 100 200 400 700
 Türkische M. 22 auf 1 Grad
 40 80 200 300
 See-Meilen 20 auf 1 Grad
 20 100 200 300

ERSTES KAPITEL

Havildar Kesri Singh war der Typ Soldat, der gern an der Spitze der Kolonne ritt, besonders an einem Tag wie diesem, an dem sein Bataillon durch bereits unterworfenen Gebiet marschierte, und die einzige Aufgabe der Vorhut darin bestand, die Fahne des paltans zu tragen und für die Dorfbewohner, die sich am Straßenrand drängten, das beste Parade Gesicht aufzusetzen.

Es waren einfache Leute, und Kesri wusste, auch ohne sie anzusehen, dass sie ihn mit großen Augen bestaunten. Sepoys der Ostindien-Kompanie waren kein alltäglicher Anblick in diesem entlegenen Teil Assams. Dass ein ganzer paltan des 25. Regiments der Bengal Native Infantry – der berühmten Pachisi – durch ihre Reisfelder marschierte, war vermutlich der größte tamasha, den die meisten hier in einem ganzen Jahr oder gar Jahrzehnt erleben würden.

Immer mehr Menschen liefen herbei – Bauern, alte Frauen, Kuhhirten, Kinder –, so eilig, als fürchteten sie, das Spektakel zu verpassen; dass es sich noch über Stunden hinziehen würde, konnten sie nicht wissen.

Unmittelbar hinter Kesri marschierte die sogenannte Rasad Guard, der Versorgungstrupp des paltans. Ihm folgte der Tross, mit über zweitausend Menschen weit zahlreicher als die sechshundert Sepoys, gleichsam eine Stadt auf Rädern, eine lange Karawane von Ochsenkarren, auf denen Leute aller Art reisten: Pandits und Milchfrauen, Krämer und Banjara-Getreidehändler, sogar eine Gruppe Basarmädchen. Auch Unmengen von Tieren gab es da: lärmende Schaf-, Ziegen- und Rinderherden ebenso wie einige Elefanten, die das Gepäck der Offiziere und das Mobiliar der Offiziersmesse trugen: schwankende Tische und Stühle, die Füße in der Luft, wie umgekippte Käfer. Sogar ein transportabler Tempel rollte auf einem Karren mit.

Erst nachdem all das vorbeigezogen war, ertönten rhythmische Trommelschläge, und eine Staubwolke stieg auf. Der Boden erzitterte im Takt der Trommeln, und die erste Reihe Sepoys tauchte auf, zehn Mann,

Seite an Seite, an der Spitze eines langen, gewundenen Stroms dunkler topis und blitzender Bajonette. Die Dorfbewohner liefen davon, um dann im Schutz von Bäumen und Büschen die unter Pfeifen- und Trommelklängen vorbeiziehenden Sepoys zu bestaunen.

Kaum ein anderer tamasha konnte sich mit dem Spektakel der marschierenden Bengal Native Infantry messen. Allen im paltan war das bewusst – den Dandia-valas ebenso wie den Natch-Mädchen, Bangyburdars, Syces, Khansamas, Bheri-valas und Bhistis –, ganz besonders aber Havildar Kesri Singh, der die Galionsfigur des Bataillons darstellte, wenn er an der Spitze der Kolonne ritt.

Nach Kesris Überzeugung gehörte es zum Kriegshandwerk, sich eindrucksvoll zu präsentieren, und er gab gerne zu, dass er vor allem wegen seines Äußeren so häufig ausersehen wurde, die Kolonne anzuführen. Man konnte es ihm kaum zum Vorwurf machen, dass er in den Jahren des Kriegsdienstes allerlei Narben davongetragen hatte, die seinem Aussehen zum Vorteil gereichten. Er hatte es sich nicht ausgesucht, dass der Hieb eines Schwertes seine Lippen dauerhaft um einiges voller erscheinen ließ und einen Schmiss wie eine filigrane Tätowierung in die lederdunkle Haut seiner Wange gezeichnet hatte.

Nicht, dass Kesris Gesicht das imponierendste im ganzen paltan gewesen wäre. Mit seinem säbelkrummen Schnauzbart und der markanten Stirn konnte er zwar höchst Furcht einflößend aussehen, doch gab es andere, die ihn darin weit übertrafen. Niemandem aber stand die Uniform so gut wie ihm: Das schwarze Tuch der Hose umspannte seine Schenkel wie eine zweite Haut und ließ die mächtigen Muskeln hervortreten, die Epauletten auf seinen breiten Schultern wirkten eher wie Waffen denn wie Zierrat, und bei keinem kam der scharlachrote Waffenrock mit den leuchtend gelben Aufschlägen so gut zur Geltung wie bei ihm. Und nicht nur er selbst fand, dass die dunkle topi, hoch wie ein Bienenkorb, auf seinem Kopf besser saß als auf jedem anderen.

Dass er die Kolonne häufiger anführen durfte als irgendeiner der Sepoy-Afsars, rief bei den anderen Unteroffizieren des Bataillons einigen Unmut hervor. Ihre Klagen fochten ihn jedoch nicht über Gebühr an, denn auf die Meinungen Gleichrangiger gab er nicht viel. Die meisten waren stumpfe,

schwerfällige Männer, und es erschien ihm nur natürlich, dass sie ihn beneideten.

Nur einen der Sepoys schätzte Kesri: Subedar Nirbhay Singh, den ranghöchsten Inder im Bataillon. Zwar war ein Subedar offiziell noch dem einfachsten englischen Soldaten untergeordnet, aber kraft seiner Persönlichkeit wie auch seines familiären Hintergrundes war Subedar Nirbhay Singhs Einfluss im paltan so groß, dass selbst Major Wilson, der Bataillonskommandant, sich ungern mit ihm anlegte.

Für die Inder im paltan war Subedar Nirbhay Singh nicht nur ihr ranghöchster Vorgesetzter, sondern als Spross einer Rajputenfamilie, die über drei Generationen den Kern des paltans gebildet hatte, auch ihr Patriarch. Sein Großvater war jener Daftardar gewesen, der dem Regiment nach seiner Gründung vor sechzig Jahren zu seinem Aufstieg verholfen hatte. Er hatte dort als erster Subedar gedient, und sein Rang war auf viele seiner Nachkommen übergegangen. Der jetzige Subedar hatte ihn von seinem älteren Bruder geerbt, der einige Jahre zuvor seinen Abschied genommen hatte: Subedar Bhairo Sing.

Die beiden entstammten einer Grundbesitzerfamilie am Rand der Stadt Ghazipur, nahe Benares. Da die meisten Sepoys des Bataillons aus dieser Gegend kamen und auch derselben Kaste angehörten, verfügten viele über Beziehungen zum Clan des Subedars; schon die Väter einiger von ihnen hatten unter seinem Vater und seinem Großvater gedient.

Kesri gehörte zu den wenigen im paltan, die diesen Vorteil nicht genossen. Sein Heimatdorf Nayanpur lag an der äußersten Peripherie des Rekrutierungsbereichs des Bataillons, und seine einzige Verbindung zur Familie des Subedars war seine jüngste Schwester Diti, die mit einem Neffen Nirbhay Singhs verheiratet war. Kesri war maßgeblich am Zustandekommen dieser Ehe beteiligt gewesen, und sie hatte bei seinem Aufstieg zum Havildar keine geringe Rolle gespielt.

Kesri war fünfunddreißig und hatte nach neunzehn Jahren im paltan noch zehn bis fünfzehn Jahre aktiven Dienst vor sich. Er rechnete fest damit, dass er mit Subedar Nirbhay Singhs Unterstützung demnächst zum Jamadar befördert werden würde. Und warum sollte er nicht irgendwann selbst Subedar des Bataillons werden? Er kannte nicht einen einzigen Sepoy-Afsar,

der ihm an Intelligenz, Kraft und Erfahrung das Wasser hätte reichen können. Er hatte es verdient.

Zachary Reid hatte im Lauf der letzten Monate so viele Rückschläge erlebt, dass er an das bevorstehende Ende seines Martyriums erst glauben konnte, als er in der *Calcutta Gazette* den Bericht über die Untersuchung las, die ihn rehabilitiert hatte.

5. Juni 1839

... und dieser Rückblick auf die denkwürdigen Ereignisse der Woche wäre nicht vollständig, ohne der gerichtlichen Untersuchung Erwähnung zu tun, nach deren Abschluss Mr. Zachary Reid, ein einundzwanzigjähriger Seemann aus Baltimore, Maryland, von jeglicher Schuld an den bedauerlichen Vorfällen auf dem Schoner *Ibis* im September vergangenen Jahres freigesprochen wurde.

Diejenigen unter Ihnen, die die *Calcutta Gazette* regelmäßig lesen, brauchen wohl kaum daran erinnert zu werden, dass sich die *Ibis* mit zwei Sträflingen und einem Kontingent Kulis an Bord auf der Fahrt nach Mauritius befand, als auf dem Schiff Unruhen ausbrachen, die in der Ermordung des Obersardars der Auswanderer gipfelten, eines gewissen Bhairo Singh, ehemaliger Subedar der Bengal Native Infantry und Träger zahlreicher Tapferkeitsauszeichnungen.

Kurz nach dem Mord geriet die *Ibis* in einen schweren Sturm, nach dessen Abflauen sich herausstellte, dass eine Gruppe von fünf Männern auch Mr. John Crowle, den ersten Steuermann des Schiffs, umgebracht hatte und anschließend in einem Beiboot geflüchtet war. Rädelsführer war der Serang der Mannschaft, ein Ganove aus Arakan, und unter den fünf befanden sich auch die beiden Sträflinge, einer von ihnen der frühere Raja von Raskhali, Nil Rattan Halder (welches Aufsehen der Prozess gegen den Raja und seine Verurteilung wegen Urkundenfälschung im vergangenen Jahr unter den Eingeborenen Kalkuttas erregten, dürfte den meisten europäischen Einwohnern der Stadt noch in frischer Erinnerung sein).

Nach dem Sturm wurde die havarierte *Ibis* von der Brigantine

Amboyna ohne weitere Verluste an Menschenleben nach Port Louis eskortiert. Dort erhoben die Bewacher der Kulis sogleich Klage gegen Mr. Reid und beschuldigten ihn, den fünf Budmashs – unter ihnen der Mörder des Subedars, ein Kuli aus dem Bezirk Ghazipur – zur Flucht verholfen zu haben. Aufgrund der Schwere dieser Anschuldigung wurde entschieden, den Fall an die Behörden in Kalkutta zu verweisen. Mr. Reid wurde nach Indien zurückgeschickt und unter gerichtliche Aufsicht gestellt. Zu seinem Unglück hatte er nach seiner Ankunft in Bengalen eine mehrmonatige Wartezeit zu erdulden, die vor allem dem schlechten Gesundheitszustand des Hauptzeugen Mr. Chillingworth zuzuschreiben war, des Kapitäns der *Ibis*. Mr. Chillingworths Reiseunfähigkeit war dem Vernehmen nach der Hauptgrund für die wiederholte Verschiebung der Untersuchung ...

Nach einer dieser Verschiebungen hatte Zachary ernsthaft erwogen, einen Schlussstrich zu ziehen und sich aus dem Staub zu machen. Kalkutta zu verlassen wäre nicht weiter schwierig gewesen: Er war nicht in Haft und hätte ohne Weiteres auf einem der Schiffe im Hafen anheuern können. Da auf vielen dieser Schiffe Mannschaftsknappheit herrschte, hätte man ihn genommen, ohne groß Fragen zu stellen.

Doch Zachary hatte sich schriftlich verpflichtet, vor der Untersuchungskommission zu erscheinen; dieses Versprechen zu brechen, wäre einem Schuldeingeständnis gleichgekommen. Eine andere, ebenso gewichtige Überlegung galt seinem mühsam erworbenen Steuermannspatent, das er in der Hafenkommendantur in Kalkutta hatte abliefern müssen. Mit dem Patent hätte er alles verloren, was er sich seit dem Auslaufen der *Ibis* in Baltimore erarbeitet hatte, auch seine Beförderung vom Schiffszimmermann zum zweiten Steuermann. Wäre er nach Amerika zurückgekehrt, um sich neue Papiere zu beschaffen, hätte es ohne Weiteres geschehen können, dass man dort seine alten Unterlagen ausgegraben und erneut das Wort »schwarz« neben seinen Namen gestempelt hätte. Damit wäre ihm eine Heuer als Schiffsoffizier für immer versagt geblieben.

In Zacharys Natur gingen Ehrgeiz und Entschlossenheit mit einer gehörigen Portion Besonnenheit einher. Statt leichtfertig seiner Ungeduld

nachzugeben, hatte er nach besten Kräften ausgeharrt, sich mit Gelegenheitsarbeiten auf den Schiffswerften von Kidderpur durchgeschlagen und in immer neuen verwanzten Absteigen geschlafen, während er auf den Beginn der Untersuchung wartete. Unermüdlich bestrebt, sich weiterzubilden, hatte er in seiner freien Zeit Bücher über Navigation und Seemannschaft gelesen.

Die Untersuchung des *Ibis*-Zwischenfalls begann mit einer gut besuchten öffentlichen Anhörung im Rathaus.

Den Vorsitz führte der renommierte Jurist Justice Kendalbushe, Richter am obersten Gerichtshof. Als Erster wurde kein anderer als Mr. Chillingworth in den Zeugenstand gerufen. Er äußerte sich ausführlich und detailliert zu Mr. Reids Gunsten und erklärte, ihn treffe keinerlei Schuld an den Problemen während der Reise; verantwortlich dafür sei ausschließlich Mr. Crowle, der verstorbene erste Steuermann des Schiffs. Dieser, so Mr. Chillingworth, sei von notorisch zänkischer und widerspenstiger Gemütsart gewesen und habe durch schwere Fehler in der Schiffsführung Unzufriedenheit unter den Kulis und der Mannschaft geweckt.

Als Nächster bezeugte Mr. Doughty, ehemals Angehöriger des Bengal River Pilots Service, wortgewandt Mr. Reids untadeligen Charakter. Mr. Reid sei genau der Typ des jungen Weißen, der im Osten so dringend gebraucht werde: ehrlich und fleißig, von fröhlichem Naturell und bescheidenem Sinn.

Der gute, bärbeißige alte Doughty! Während der langen Monate des Wartens war er der Einzige in Kalkutta gewesen, auf den sich Zachary hatte verlassen können. Einmal in der Woche, mitunter auch zweimal, hatte er ihn in die Hafenkommantantur begleitet, um sich zu vergewissern, dass Zacharys Fall nicht zu den Akten gelegt und vergessen wurde.

Der Kommission wurden sodann zwei eidesstattliche Erklärungen vorgelegt, die erste von Mr. Benjamin Burnham, dem Eigner der *Ibis*. Mr. Burnham ist den Lesern der *Gazette* als einer der führenden Kaufleute Kalkuttas und glühender Verfechter des Freihandels

wohlbekannt.

Bevor Mr. Justice Kendalbushe die Erklärung verlas, teilte er mit, dass Mr. Burnham gegenwärtig in China weilt, sonst hätte er der Anhörung zweifellos beigewohnt. Offensichtlich hält ihn dort die Krise fest, Anfang des Jahres ausgelöst von den extremen Maßnahmen des neu ernannten Gouverneurs Lin. Da sich nach wie vor keine Lösung des Konflikts abzeichnet, wird sich Mr. Burnham voraussichtlich noch einige Zeit an den Gestaden des Reichs der Mitte aufhalten, um Charles Elliot, dem Repräsentanten und Bevollmächtigten Ihrer Majestät, mit seinem weisen Rat zur Seite zu stehen.

Mr. Burnham hob in seiner Erklärung eloquent Mr. Reids guten Charakter hervor und beschrieb Mr. Reid als aufrechten Arbeitsmann, reinlich und männlich, von gesunder Erscheinung und christlicher Moral. Nach Verlesen der Erklärung wies Richter Kendalbushe die Kommission darauf hin, dass dem Zeugnis Mr. Burnhams großes Gewicht beizumessen sei, da er seit Langem ein führendes Mitglied der Gemeinde und eine Säule der Kirche sei, bekannt für seine Wohltätigkeit ebenso wie für seine entschiedene Befürwortung des Freihandels. Nicht unerwähnt ließ Mr. Kendalbushe auch Mr. Burnhams Gattin, Mrs. Catherine Burnham, eine herausragende Gastgeberin in der Stadt und bekanntermaßen Unterstützerin diverser Besserungskampagnen.

Die zweite eidesstattliche Erklärung stammte von Mr. Burnhams Gumashta Babu Nob Kissin Pander, der sich zum Zeitpunkt des Zwischenfalls in seiner Eigenschaft als Supercargo ebenfalls an Bord der *Ibis* befand. Auch er hält sich derzeit in China auf.

Seine Aussage bekräftigte Mr. Chillingworths Darstellung in jeder Hinsicht. Im Stil allerdings erschien sie höchst eigenartig mit ihrer Fülle ausgefallener Wendungen, wie sie sich bei den hiesigen Babus so großer Beliebtheit erfreuen. Mr. Burnhams Gumashta erwies sich als wahrer Chukker-batty, als er sich dazu verstieg, Mr. Reid als den »strahlenden Abgesandten« einer Gentu-Gottheit zu bezeichnen ...

Zachary erinnerte sich, wie sein Gesicht geglüht hatte, als Mr. Kendalbushe

diesen Satz vorlas. Fast war es, als hätte der so rätselhafte Babu Nob Kissin in seinem safranfarbenen Gewand selbst dort gestanden, die Arme vor dem Matronenbusen gekreuzt und mit dem mächtigen Kopf wackelnd.

Seit Zachary ihn kannte, hatte der Babu eine verblüffende Wandlung durchgemacht: Er hatte zunehmend weibliche Züge angenommen, besonders in seinem Verhalten Zachary gegenüber, den er wie eine in ihren Lieblingssohn vernarrte Mutter behandelte. Das verwirrte Zachary, aber er war auch dankbar dafür, denn der Babu, bei aller Verschrobenheit ein durchaus einfallsreicher Mann, war ihm mehrmals hilfreich zur Seite gesprungen.

Der Leser mag ermessen, mit welcher Spannung nach diesen Aussagen über den jungen Seefahrer Mr. Reids persönliches Erscheinen erwartet wurde. Und als er endlich in den Zeugenstand gerufen wurde, enttäuschte er die Erwartungen in keiner Weise: Mit seinem Elfenbeinteint, dem dunklen Haar und seiner kräftigen, wohlproportionierten Gestalt glich er eher einer griechischen als einer heidnischen Gottheit. Er wurde einer ausgedehnten Befragung unterzogen und gab seine Antworten ruhig und ohne zu zögern, was bei der Kommission einen außerordentlich günstigen Eindruck hinterließ.

Viele der Fragen galten dem Schicksal der fünf Männer, die in der Sturmnacht mit einem Beiboot von der *Ibis* geflohen waren. Auf die Frage, ob eine Möglichkeit bestehe, dass sie überlebt haben könnten, erwiderte Mr. Reid, er hege nicht den geringsten Zweifel, dass sie allesamt ertrunken seien. Zudem, sagte er, habe er mit eigenen Augen ihr gekentertes Boot gesehen, das man mit einem Leck im Boden weit draußen auf dem Meer gefunden habe; ein untrüglicher Beweis für ihren Tod, so Reid.

Reids Aussagen wurden von Kapitän Chillingworth in vollem Umfang bestätigt. Auch er meinte, es bestehe nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, dass auch nur einer der Entflohenen überlebt habe. Seine Worte sorgten für erhebliche Unruhe unter den Eingeborenen im Saal, darunter zahlreiche Verwandte des verstorbenen Raja einschließlich

seines jungen Sohnes ...

In diesem Moment hatte Zachary begriffen, weshalb der Gerichtssaal so voll war: Viele Freunde und Verwandte des Raja waren herbeigeströmt, in dem vergeblichen Wunsch, etwas zu erfahren, das ihre Hoffnung, er könnte noch am Leben sein, zu nähren vermochte. Doch Zachary hatte nichts Tröstendes zu bieten. Er war sich sicher, dass der Raja und die anderen vier ihre Flucht mit dem Leben bezahlt hatten.

Zu dem Mord an Subedar Bhairo Singh befragt, bestätigte Mr. Reid, dass er, wie viele andere, selbst dabei gewesen sei. Der Subedar sei getötet worden, während er auf Befehl des Kapitäns einem der Kulis sechzig Peitschenhiebe verabfolgt habe. Der Kuli, ein Mann von außergewöhnlicher Körperkraft, habe seine Fesseln gesprengt und den Subedar mit seiner eigenen Peitsche erdrosselt. Das Ganze sei blitzschnell vonstatten gegangen, vor Hunderten von Zeugen, und Kapitän Chillingworth habe sich gezwungen gesehen, den Kuli zum Tod durch den Strang zu verurteilen. Doch ehe das Urteil vollstreckt werden konnte, sei ein Sturm über die *Ibis* hereingebrochen.

Mr. Reids Aussagen zu diesem Punkt riefen erneut Unruhe in den Reihen der Eingeborenen hervor, unter denen sich offenbar auch etliche Verwandte des Subedars befanden ...

Bhairo Singhs Angehörige hatten ihrer Empörung so lautstark Luft gemacht, dass sich alle Blicke auf sie gerichtet hatten. Es waren etwa ein Dutzend, größtenteils ehemalige Sepoys wie jene, die auf der *Ibis* die Kulis bewacht hatten, so schloss Zachary aus ihrem Äußeren.

Er hatte sich oft darüber gewundert, welche geradezu fanatische Ergebenheit diese Männer Bhairo Singh gegenüber an den Tag legten. Hätten die Offiziere sie auf der *Ibis* nicht zurückgehalten, sie hätten seinen Mörder in Stücke gerissen. Ihre Mienen verrieten, dass sie noch immer nach Rache dürsteten.

Nach Abschluss der Anhörung zog sich die Kommission zur Beratung in einen Nebenraum zurück. Kurze Zeit später erschien Richter Kendalbushe wieder und verkündete, dass Mr. Zachary Reid von

jeglicher Schuld freigesprochen worden sei. Das Urteil wurde von Teilen des Publikums mit Beifall begrüßt.

Nach seinen Plänen für die Zukunft befragt, soll Mr. Reid später geäußert haben, er beabsichtige, demnächst nach China aufzubrechen ...

Damit hätte der Fall erledigt sein können ...

Doch gerade als Zachary das Gebäude verlassen wollte, um seinen Freispruch mit Mr. Doughty zu feiern, trat ein Gerichtsdiener zu ihm und übergab ihm ein Bündel Rechnungen über diverse Ausgaben. Der größte Posten betraf seine Passage von Mauritius nach Indien; insgesamt ergab sich ein Betrag von fast hundert Rupien.

»Das kann ich nicht zahlen!«, rief Zachary. »Ich hab nicht mal fünf Rupien in der Tasche!«

»Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, Sir«, sagte der Mann alles andere als bedauernd, »dass Sie Ihr Steuermannspatent erst dann zurückerhalten, wenn alle Rechnungen beglichen sind.«

So wurde das geplante Freudenfest zur Trauerfeier. Nie hatte Zachary das Bier so bitter geschmeckt wie an diesem Abend.

»Was mache ich jetzt, Mr. Doughty? Wie soll ich ohne mein Patent hundert Rupien zusammenbekommen? Das sind fast fünfzig Silberdollar – bei dem, was ich hier in Kalkutta mit Gelegenheitsarbeiten verdiene, brauche ich über ein Jahr, um so viel zu sparen.«

Mr. Doughty kratzte sich nachdenklich an seiner Knollennase. Nach mehreren Schlucken Bier fragte er: »Sagen Sie mal, Reid, sind Sie nicht gelernter Schiffszimmermann?«

»Doch, Sir, ich hab meine Lehre auf der Gardiner-Werft in Baltimore gemacht, einer der Besten weltweit.«

»Meinen Sie, Sie kriegen mit Hammer und Säge noch was hin?«

»Mit Sicherheit.«

»Dann wüsste ich vielleicht eine Arbeit für Sie.«

Zachary spitzte die Ohren, als Mr. Doughty ihm sagte, worum es sich handelte: Für Arbeiten an einem Hausboot, das nach dem Prozess gegen den Raja von Raskhali Mr. Burnham zugefallen war, wurde ein

Schiffszimmermann gesucht. Das budgerow lag derzeit nahe Mr. Burnhams Villa in Kalkutta vertäut und bedurfte nach langer Vernachlässigung dringend einer Überholung.

»Moment mal«, sagte Zachary. »Meinen Sie das budgerow, auf dem wir letztes Jahr mit dem Raja gespeist haben?«

»Genau das. Aber inzwischen ist es ein ziemliches Wrack. Wird kein Pappenstiel sein, den Kahn wieder auf Vordermann zu bringen. Mrs. Burnham hat mir vor ein paar Tagen deswegen ein Ohr abgeschwätzt. Hat gesagt, sie sucht einen Mystery dafür.«

»Einen Mystery? Was zum Teufel meinen Sie damit, Mr. Doughty?«

Mr. Doughty kicherte. »Immer noch keine Ahnung von Tuten und Blasen, was, Reid? Wird Zeit, dass Sie ein bisschen was von unserer indischen zaban lernen. Mysterys nennen wir hier Schreiner, Handwerker und so. Leute wie Sie. Wie sieht's aus, hätten Sie Lust? Die Bezahlung ist gut, versteht sich – sollte reichen, um Ihre Schulden zu bezahlen.«

Zachary fiel ein Stein vom Herzen. »Und ob, Mr. Doughty! Und ob ich Lust habe – Sie können auf mich zählen!«

Am liebsten hätte er gleich am nächsten Morgen mit der Arbeit begonnen, doch wie sich herausstellte, war Mrs. Burnham mit den Vorbereitungen für eine Reise in die Berge beschäftigt. Ihre Tochter sollte auf ärztliches Anraten Kalkutta verlassen, und sie wollte das Mädchen in einen Luftkurort namens Hazaribagh bringen, wo ihre Eltern ein Anwesen besaßen. Dies wie auch ihre zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen und ihre Besserungsaktivitäten nahmen sie so in Beschlag, dass es Mr. Doughty erst nach mehreren Tagen gelang, zu ihr vorzudringen. Er sprach sie bei einem Vortrag an, den sie für einen unlängst in Kalkutta eingetroffenen englischen Arzt arrangiert hatte.

»Schauerlich war das, mein Junge.« Mr. Doughty wischte sich die Stirn. »Ein fettärschiger Quacksalber, der endlos über irgendeine grässliche Seuche geschwafelt hat. So was hab ich mein Lebtag noch nicht gehört. Da hätte man sich am liebsten selbst entmastet. Aber wenigstens hab ich Mrs. Burnham zu fassen gekriegt – sie will Sie morgen Vormittag sehen, in ihrem Haus. Meinen Sie, Sie können um zehn dort sein?«

»Klar kann ich das! Danke, Mr. Doughty!«

Für Shirin Modie in Bombay begann der Tag wie jeder andere. Später sollte sie es höchst merkwürdig finden, dass keinerlei Vorahnung oder Omen der Nachricht vorausgegangen war. Sie hatte ihr Leben lang viel auf Vorzeichen und Prophezeiungen gegeben; ihr Mann hatte sich oft darüber lustig gemacht und sie abergläubisch genannt. Doch so sehr sie ihr Gedächtnis auch anstrengte – sie erinnerte sich an nichts, was als Warnung vor dem, was dieser Morgen bringen sollte, hätte gelten können.

Am Abend sollten ihre Töchter Shernaz und Behroze mit ihren Kindern kommen. Das allwöchentliche Essen mit ihnen war, wenn Bahram in China weilte, Shirins einzige Zerstreuung, sonst gab es, von gelegentlichen Besuchen im Feuertempel am Ende der Straße abgesehen, nichts, was ihre Tage belebt hätte.

Shirin bewohnte die oberste Etage des Familiensitzes der Mistries in der Apollo Street, einer der verkehrsreichsten Straßen Bombays. Viele Jahre hatte ihr Vater, der angesehene Schiffbauer Seth Rustomjee Mistrrie, dem Haushalt vorgestanden, und nach seinem Tod hatten ihre Brüder, die mit ihren Frauen und Kindern die unteren Stockwerke bevölkerten, den Familienbetrieb übernommen. Shirin war als einzige Tochter nach ihrer Heirat im Haus geblieben; ihre Schwestern waren, wie es der Brauch vorsah, zu ihren Ehemännern gezogen.

Im Mistrrie-Haus herrschte reges Leben, von früh bis spät schwirrten die Stimmen von Khidmatgars, Bais, Khansamas, Ayahs und Chaukidars durch die Treppenaufgänge. Der ruhigste Teil des Gebäudes war die Wohnung, die Seth Rustomjee nach Shirins Verlobung für sie und Bahram vorgesehen hatte. Er hatte darauf bestanden, dass sich das Paar nach der Hochzeit unter seinem Dach einrichtete; Bahram war damals ein mittelloser junger Mann ohne familiäre Beziehungen in Bombay gewesen. Stets um das Wohl seiner Tochter besorgt, hatte der Seth sicherstellen wollen, dass es ihr auch nach ihrer Heirat keinen einzigen Tag an Annehmlichkeiten mangelte. Das war ihm gelungen – allerdings hatte er damit zugleich bewirkt, dass sie und ihr Mann in gewisser Weise von der Mistrrie-Familie abhängig wurden.

Bahram hatte oft davon gesprochen, auszuziehen, doch Shirin hatte sich stets geweigert; die Vorstellung, während der langen Aufenthalte ihres Mannes in China ganz allein einen Haushalt führen zu müssen, hatte ihr

Angst gemacht. Zudem hatte sie, solange ihre Eltern noch lebten, nirgendwo anders wohnen wollen als in dem Haus, in dem sie aufgewachsen war. Erst als es zu spät war, als ihre Töchter geheiratet hatten und ihre Eltern gestorben waren, hatte sie begonnen, sich dort ein wenig wie ein Eindringling zu fühlen. Nicht, dass die anderen ihr unfreundlich begegnet wären, ganz im Gegenteil: Sie zeigten sich geradezu übermäßig zuvorkommend, so als wäre sie ein Gast. Allen – und ganz besonders den Bediensteten – war jedoch bewusst, dass Shirin nicht in gleicher Weise Hausherrin war wie die Ehefrauen ihrer Brüder. Standen Entscheidungen über gemeinsam genutzte Bereiche wie Gärten oder Dachterrassen an, wurde sie nicht einbezogen, ihre Ansprüche auf die Benutzung der Kutschen wurden zurückgestellt oder gar übergangen, und wenn sich die Khidmatgars stritten, zogen ihre stets den Kürzeren.

Zuweilen fühlte sich Shirin, als würde sie in jener seltsamen Einsamkeit ertrinken, die das Leben in einem Haus mit sich bringt, in dem die Dienerschaft weit zahlreicher ist als die Herrschaft. Nicht zuletzt deshalb freute sie sich so auf die wöchentlichen Besuche ihrer Töchter und Enkelkinder. Schon Tage vorher machte sie viel Aufhebens um das Essen, kramte endlos in alten Rezepten und ließ die Gerichte vom Khansama probekochen.

An diesem Tag beschloss Shirin nach mehreren Gängen in die Küche, dem Menü noch etwas Besonderes hinzuzufügen: dar ni pori – Linsen, Mandeln und Pistazien im Teigmantel. Am Vormittag schickte sie einen Khidmatgar zu weiteren Besorgungen auf den Markt. Er blieb lange aus, und als er zurückkam, trug sein Gesicht einen sonderbaren Ausdruck. »Was ist los?«, fragte sie, doch er antwortete ausweichend und murmelte etwas von Vico, dem Zahlmeister ihres Mannes, den er unten mit ihren Brüdern habe sprechen sehen.

Das wunderte Shirin. Vico war ihrem Mann unentbehrlich, er war im vergangenen Jahr mit ihm nach China gereist und seitdem dort geblieben. Wenn er sich nun in Bombay aufhielt, wo war dann Bahram? Und weshalb sprach Vico mit ihren Brüdern, bevor er sie, Shirin, aufsuchte? Selbst wenn Bahram ihn in einer dringenden Angelegenheit vorausgeschickt hatte, so musste er ihm doch Briefe und Geschenke für sie mitgegeben haben.

Stirnrunzelnd sah sie den Khidmatgar an. Er stand seit vielen Jahren in ihren Diensten und kannte Vico gut. Eine Verwechslung war daher unwahrscheinlich, doch um sicherzugehen, fragte sie: »Bist du sicher, dass es Vico war?« Als der Mann nickte, überlief sie ein angstvoller Schauer. Schroff forderte sie ihn auf, wieder nach unten zu gehen.

»Sag Vico, er soll heraufkommen. Ich möchte ihn sofort sprechen.« Als sie an sich hinuntersah, merkte sie jedoch, dass sie noch gar nicht bereit war, Besuch zu empfangen. Sie rief nach einem Dienstmädchen und begab sich rasch in ihr Schlafzimmer. Als sie ihre almirah öffnete, fiel ihr Blick als Erstes auf den Sari, den sie bei Bahrams Abreise nach China getragen hatte. Mit zitternden Händen nahm sie ihn heraus und hielt ihn an ihre schmale, hagere Gestalt. Von der schweren, schimmernden gara-Seide ging ein grünlicher Glanz aus, der den ganzen Raum erhellte, auch ihr langes, spitzes Gesicht mit den großen Augen und ihre ergrauenden Schläfen.

Sie setzte sich aufs Bett und dachte an den Tag im letzten September, als Bahram nach Kanton abgereist war. Böse Vorzeichen hatten sie an diesem Morgen in Unruhe versetzt: Beim Ankleiden war ihr roter Hochzeitsarmreif zerbrochen, und in der Nacht war Bahrams Turban zu Boden gefallen. Voller Sorge hatte sie Bahram angefleht, an diesem Tag nicht zu fahren. Doch er hatte erklärt, es sei unumgänglich – warum, wusste sie nicht mehr genau.

Das Dienstmädchen kam herein – »Bibiji?« –, und sie besann sich, weshalb sie ins Schlafzimmer gegangen war. Sie nahm einen Sari aus der almirah, und als sie ihn anlegte, drangen aus dem Hof laute Stimmen herauf. Das war an sich nichts Ungewöhnliches, doch aus irgendeinem Grund beunruhigte es sie, und sie trug der Frau auf nachzusehen, was dort unten vor sich ging. Kurz darauf kam sie zurück und berichtete, einige Peons und Boten hätten mit chitthis in den Händen das Haus verlassen.

»Chitthis? Von wem? Warum?«

Das konnte das Dienstmädchen natürlich nicht wissen, und so fragte Shirin sie, ob Vico schon da sei.

»Nein, Bibiji, er ist noch unten und redet mit Ihren Brüdern. Sie sitzen in einem der daftars. Die Tür ist abgeschlossen.«

»So?«

Shirin zwang sich, still zu sitzen, während das Dienstmädchen ihr glänzendes hüftlanges Haar kämmte. Kaum fertig frisiert, vernahm sie von der Wohnungstür her Stimmen. In der Erwartung, Vico zu sehen, lief sie hinaus, doch als sie das Wohnzimmer betrat, fand sie dort zu ihrer Verwunderung ihre beiden Schwiegersöhne vor. Sie waren außer Atem und wirkten verstört; offensichtlich waren sie soeben aus ihren daftars herbeigeeilt.

Böse Ahnungen stiegen in Shirin auf, und sie vergaß die üblichen Höflichkeitsfloskeln. »Was macht ihr hier, mitten am Vormittag?«

Auch sie verzichteten für dieses Mal auf die Etikette: Sie fassten Shirin bei den Händen und führten sie zu einem Diwan.

»Was soll das?«, protestierte sie. »Was macht ihr denn?«

»Sasu-mai«, antworteten sie, »du musst jetzt stark sein. Wir müssen dir etwas sagen.«

Und da wusste sie es, tief in ihrem Innern. Doch sie schwieg, gönnte sich noch letzte Momente des Zweifels. Dann holte sie tief Luft. »Sagt es mir«, forderte sie die beiden auf. »Ich will es wissen. Geht es um euren Schwiegervater?«

Sie wandten den Blick ab, und das war ihr Bestätigung genug. Einen Moment lang war sie wie betäubt, dann kam ihr in den Sinn, was eine Witwe zu tun hatte, und sie schlug beinahe mechanisch ihre Handgelenke gegeneinander, sodass ihre gläsernen Armreife zerbrachen. Sie fielen zu Boden, und auf Shirins Haut erschienen winzige Blutstropfen. Flüchtig dachte sie daran, dass Bahram ihr die Reife vor vielen Jahren aus Kanton mitgebracht hatte. Doch die Erinnerung ließ keine Tränen aufsteigen, noch regte sich kein Gefühl in ihr. Sie schaute auf und sah Vico an der Tür stehen. Plötzlich wollte sie ihre Schwiegersöhne so schnell wie möglich loswerden.

»Habt ihr es Behroze und Shernaz schon gesagt?«, fragte sie.

Sie schüttelten den Kopf. »Wir sind zuerst hierhergekommen, Sasu-mai. Wir wissen nicht, was passiert ist. In den chitthis deiner Brüder stand nur, dass wir sofort kommen sollen. Sie meinten, du erfährst es besser von uns.«

Shirin nickte. »Ihr habt das Nötige getan. Alles Übrige wird Vico mir sagen. Ihr solltet jetzt zu euren Frauen nach Hause gehen. Für Behroze und Shernaz wird es noch schwerer sein als für mich. Ihr müsst stark sein für sie.«

»Ji, Sasu-mai.«

Sie gingen, und Vico kam herein, ein dickbäuchiger Mann mit vorquellenden Augen, wie immer europäisch gekleidet: Segeltuchhose und Jackett, ein Hemd mit Stehkragen und Krawatte. Den Hut hielt er in den Händen. Als er leise zu sprechen begann, unterbrach ihn Shirin. Sie hob die Hand und winkte ihre Dienstmädchen hinaus. »Geht«, sagte sie. »Ich möchte allein mit ihm reden.«

»Allein, Bibiji?«

»Ja, habt ihr nicht gehört? Allein.«

Sie entfernten sich, und Shirin bedeutete Vico, Platz zu nehmen, doch er schüttelte den Kopf.

»Was ist passiert, Vico?«, fragte sie. »Erzählen Sie mir alles.«

»Es war ein Unfall, Bibiji«, berichtete Vico. »Auf seinem Schiff, das der Seth so geliebt hat. Die *Anahita* lag nicht weit von Macao in der Nähe einer Insel namens Hongkong vor Anker. Wir waren erst an diesem Tag in Kanton an Bord gegangen. Alle legten sich früh schlafen, nur Sethji blieb noch auf. Er muss auf Deck spazieren gegangen sein. Es war dunkel, und wahrscheinlich ist er gestolpert und über Bord gefallen.«

Sie hörte aufmerksam zu und beobachtete Vico. Eine Art Entfremdung, die sie von früheren Trauerfällen her kannte, hatte sie erfasst. Dieser Zustand würde jedoch nicht lange währen, bald würde der Kummer sie übermannen, und ihr Gemüt würde sich für Tage verdüstern. Jetzt aber, solange sie noch klar zu denken vermochte, wollte sie genau wissen, was geschehen war.

»Er ist auf der *Anahita* spazieren gegangen?«

»Ja, Bibiji.«

Shirin runzelte die Stirn. Sie kannte die *Anahita* seit dem Tag, als das Schiff in der Werft ihres Vaters auf Kiel gelegt worden war. Sie selbst hatte es auf den Namen der zoroastrischen Gottheit des Wassers getauft, sie selbst hatte die Schnitzarbeiten an der Galionsfigur überwacht und auch das Innere ausgeschmückt.

»Wenn Sethji spazieren gegangen ist, muss er sich doch auf dem Achterdeck aufgehalten haben, oder?«

Vico nickte. »Ja, Bibiji, höchstwahrscheinlich. Dort ist er immer spazieren gegangen.«

»Aber wenn er vom Achterdeck gestürzt ist, dann hat es doch bestimmt jemand gehört. War denn keiner von den Laskaren auf Wache? Waren keine anderen Schiffe in der Nähe?«

»Doch, Bibiji, viele Schiffe waren in der Nähe, aber niemand hat etwas gehört.«

»Wo hat man ihn denn gefunden?«

»An einem Strand auf der Insel Hongkong, Bibiji. Dort ist sein Leichnam angespült worden.«

»Hat es eine Zeremonie gegeben? Ein Leichenbegängnis? Was habt ihr gemacht?«

Vico drehte seinen Hut in den Händen und antwortete: »Wir haben ein Leichenbegängnis abgehalten, Bibiji. Es waren viele Parsen in der Gegend, darunter ein Dastur, der hat die Sterberiten durchgeführt. Sethjis Freund, Mr. Zadig Karabedian, war zufällig auch in der Nähe. Er hat die Totenrede gehalten. Wir haben Sethji in Hongkong beerdigt.«

»Warum in Hongkong?«, fragte Shirin scharf. »Gibt es in Macao keinen Parsenfriedhof? Warum habt ihr ihn nicht dort beerdigt?«

»In Macao ging es nicht, Bibiji. Zu der Zeit gab es Unruhen auf dem Festland. Captain Elliot, der britische Bevollmächtigte, hatte alle britischen Untertanen angewiesen, sich von Macao fernzuhalten. Deshalb lag die *Anahita* in der Bucht von Hongkong vor Anker. Wir hatten keine Wahl, wir mussten Seth Bahram in Hongkong bestatten. Sie können Mr. Karabedian fragen, er kommt demnächst nach Bombay und wird Sie dann aufsuchen.«

Jetzt stieg der Kummer in Shirin hoch. Sie setzte sich.

»Wo liegt das Grab?«, fragte sie. »Ist es angemessen gekennzeichnet?«

»Ja, Bibiji. Hongkong ist dünn besiedelt, und das Inselinnere ist sehr hübsch. Das Grab liegt in einem schönen Tal. Seth Bahrams neuer Munshi hat die Stelle ausgesucht.«

»Ich wusste gar nicht, dass mein Mann einen neuen Munshi hatte.«

»Doch, Bibiji. Der Alte ist letztes Jahr auf der Fahrt nach Kanton gestorben, deswegen hat Seth Bahram einen neuen Sekretär eingestellt, einen Bengalen namens Anil Kumar Munshi. Ein gebildeter Mann.«

»Ist er mit Ihnen nach Bombay gekommen?«, fragte Shirin. »Können Sie ihn hierherbringen?«

»Nein, Bibiji, er ist nicht mit uns zurückgekommen. Er wollte in China bleiben, ein amerikanischer Kaufmann hat ihm eine Stelle angeboten. Soviel ich weiß, ist er noch dort.«

Ausländerenklave Kanton, 10. Juni 1839

Wenn ich nun dieses Tagebuch beginne, bedaure ich nur eines: dass ich nicht früher daran gedacht habe. Hätte ich nur schon letztes Jahr damit angefangen, als ich mit Seth Bahram nach Kanton kam! Dann hätten meine Aufzeichnungen mir helfen können, die Ereignisse zu schildern, die im März dieses Jahres zur Opiumkrise führten.

Doch wie auch immer: Ich habe meine Lektion gelernt und werde denselben Fehler nicht noch einmal machen. So begierig war ich darauf, mit dem Tagebuchschreiben zu beginnen, dass ich, kaum hatte ich die Dschunke bestiegen, die mich von Macao nach Kanton bringen sollte, sogleich mein Notizbuch hervorholte. Das war jedoch ein Fehler, denn sofort war ich von Passagieren umringt, die wissen wollten, was ich da tat, und so ließ ich es wieder. Zudem machte ich mir klar, dass es unklug wäre, auf Englisch zu schreiben, wie ich es ursprünglich vorgehabt hatte. Ich schreibe besser auf Bangla; sollte das Tagebuch in falsche Hände geraten, wird es nicht so leicht zu entziffern sein.

Im Moment sitze ich in meinem neuen Logis im amerikanischen Hong, in dem sich Mr. Coolidge, mein neuer Arbeitgeber, eine Wohnung genommen hat. Den üppigen Lebensstil Seth Bahrams pflegt Mr. Coolidge nicht; seine Bediensteten hat er in ein Schlafquartier an der Rückseite des Hongs verbannt. Aber wir kommen ganz gut zurecht, und trotz der primitiven Unterbringung bin ich übergücklich, wieder in der Ausländerenklave von Kanton zu sein, jenem einzigartigen kleinen Vorposten, den wir Fanqui-town zu nennen pflegten!

Es mag seltsam erscheinen, sich so über einen Ort zu äußern, an dem man durch die vielen »Gwai-lo!«-, »Haak-gwai!«- und »Achha!«-Rufe ständig daran erinnert wird, dass man dort fremd ist. Dennoch war es wie eine Heimkehr für mich, als ich in Kanton den Fuß an Land setzte. Vielleicht auch nur, weil ich so froh war, die Bucht von Hongkong mit ihrer Flotte englischer Handelsschiffe hinter mir gelassen zu haben. In

letzter Zeit ist dort ein regelrechter Wald von Union Jacks emporgesprossen, und ich muss gestehen, dass mir eine Last von den Schultern fiel, als sie aus meinem Blickfeld verschwanden – mir ist einfach nicht wohl im Umkreis der britischen Flagge. Je weiter mich die Fähre nach China hineintrug, desto freier konnte ich atmen. Erst als ich bei der Ausländerenklave von Bord ging, hatte ich das Gefühl, endlich sicher zu sein vor dem alles erfassenden Blick und den alles an sich reißenden Händen Britannias.

Gestern Nachmittag habe ich meine alten Lieblingsplätze in Fanqui-town aufgesucht. Es ist verblüffend, wie sehr sich die Atmosphäre hier in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit verändert hat. Von den Ausländern sind nur noch die Amerikaner da, und die geschlossenen Fensterläden der leer stehenden Faktoreien sind ein steter Hinweis darauf, dass hier nichts mehr so ist, wie es vor der Opiumkrise war. Die britische Faktorei wirkt ganz besonders trostlos. Es mutet seltsam an, dieses Gebäude, einst das stattlichste und betriebsamste in Fanqui-town, verriegelt und verrammelt zu sehen, die Veranden verwaist. Nicht einmal die Zeiger der Uhr an der Kapelle bewegen sich mehr. Sie stehen auf der Zwölf, wie im Gebet vereint.

Verlassen sind auch die beiden Faktoreien der parsischen Seths aus Bombay, der Achha und der Fungtai Hong. Am Fungtai verweilte ich einen Moment – wie könnte ich auch daran vorbeigehen, da er doch so viele Erinnerungen birgt! Ich hatte erwartet, dass Seth Bahrams Haus mittlerweile wieder vermietet sei, aber dem ist nicht so: Die Fensterläden seines daftars sind nach wie vor geschlossen, der Eingang ist bewacht. Gegen Zahlung einiger Münzen durfte ich eintreten und mich umsehen.

Die Räume sind, von einer feinen Staubschicht auf Böden und Möbeln abgesehen, noch genauso, wie wir sie verlassen haben. Meine Schritte hallten in den leeren Korridoren gespenstisch wider – ich erinnerte mich daran, wie es dort früher stets von Menschen gewimmelt hatte und aus der Küche masala-Düfte heraufgeweht waren, wie das Haus ganz von Seth Bahrams Geist erfüllt gewesen war. Jetzt spürte ich seine Abwesenheit schmerzlich und konnte nicht anders, als in den

zweiten Stock hinaufzusteigen und einen Blick in das Büro zu werfen, in dem ich so viele lange Stunden mit dem Seth verbracht, Briefe abgeschrieben und Diktate aufgenommen habe. Auch hier hat sich nichts verändert. Der große Stein, den ihm sein Komprador einst zum Geschenk gemacht hat, ist noch an seinem Platz, ebenso der kunstvoll geschnitzte Schreibtisch. Seth Bahrams Sessel steht nach wie vor am Fenster, so wie während seiner letzten Wochen in Kanton. Hier war es fast, als befände sich der Seth selbst in diesem abgedunkelten Raum voller Schatten und blickte, Opium rauchend zurückgelehnt, auf den Maidan hinaus – als hielte er Ausschau nach Gespenstern, wie Vico einmal gesagt hatte.

Ein seltsamer Schauer überlief mich bei der Vorstellung, und ich ging rasch wieder hinunter und in den Sonnenschein hinaus. Ich entschloss mich zu einem Besuch in Comptons Druckerei und bog in die Old China Street ein. Auch sie, einst eine geschäftige Durchgangsstraße, wirkte verschlafen und verlassen. Erst als ich in die Thirteen Hong Street kam, an der Ausländerenklave und Stadt aufeinandertreffen, schien wieder alles normal. Hier herrschte wie immer dichtes Gewühl. Ein mächtiger Strom von Menschen schob sich in beiden Richtungen durch die Straße, und im Nu hatte er mich bis zu Comptons Druckerei mitgeführt. Auf mein Klopfen hin öffnete Compton selbst. In seinem graubraunen Gewand, mit dem zu einem akkuraten Knoten gewundenen Zopf und der runden schwarzen Kappe sah er genauso aus wie früher.

Er begrüßte mich mit einem breiten Lächeln und sagte auf Englisch: »Ah Nil! Wie geht es Ihnen?«

Zu seiner Überraschung antwortete ich auf Kantonesisch und sprach ihn mit seinem chinesischen Namen an: »Jou-sahn, Liang sin-saang! Nei hou ma?«

»Hai-ah!«, rief er. »Was höre ich da?«

Ich sagte ihm, dass mein Kantonesisch gute Fortschritte mache, und bat ihn, möglichst nicht Englisch mit mir zu sprechen. Er war entzückt und zog mich unter lauten »Hou-leng! Hou-leng!«-Rufen ins Innere des Hauses.

Auch die Druckerei hat sich in den vergangenen Monaten verändert. Die Regale, einst mit Papier und Druckerschwärze angefüllt, sind leer, der durchdringende Geruch nach Öl und Metall ist dem Duft von Räucherwerk gewichen, die Tische, auf denen sich früher schmutzige Korrekturbögen stapelten, sind sauber.

Ich sah mich erstaunt um. »Mat-yeh aa?«

Compton zuckte resigniert mit den Schultern undklärte mich darüber auf, dass die Druckerpresse seit der Vertreibung der Briten aus Kanton stillstehe. Für eine englischsprachige Druckerei gebe es nun wenig zu tun in der Stadt – keine Zeitungen, keine Mitteilungsblätter, keine Bekanntmachungen.

»Aber jetzt habe ich eine andere Arbeit«, sagte Compton.

»Was für eine?«, fragte ich, und er erzählte, dass er für seinen früheren Lehrer Zhong Lou-si tätig sei, dem ich während der Opiumkrise mehrmals begegnet war (»Lehrer Chang« hatte ich ihn damals genannt, weil ich es nicht besser wusste). Zhong scheint inzwischen ein Mihn-daaih zu sein, ein »Großgesichtmann«, also eine bedeutende Persönlichkeit. Kommissar Lin, der Yum-chai, hat ihn beauftragt, Informationen über die Ausländer zu sammeln, über ihre Herkunftsländer, ihre Handelstätigkeit und vieles andere mehr.

Zu diesem Zweck hat Zhong Lou-si laut Compton ein Übersetzungsbüro eröffnet, in dem er Mitarbeiter beschäftigt, die sich mit Fremdsprachen und Orten in Übersee bestens auskennen. Compton hat er als einen der Ersten engagiert. Seine Aufgabe besteht hauptsächlich darin, die englischen Zeitungen zu sichten, die in der Region erscheinen: *The Canton Press*, *The Chinese Repository*, *The Singapore Journal* und andere. Zhong Lou-sis Leute bringen sie ihm, und er durchsucht sie nach Beiträgen, die für den Yum-chai oder Zhong Lou-si von Interesse sein könnten.

Besonders aufmerksam verfolgt Compton natürlich den daaih-yin, den »großen Rauch«, und als ich kam, studierte er gerade einen Artikel im *Chinese Repository* über die Opiumproduktion in Indien. Das traf sich gut, denn viele Wörter darin – arkati, maund, tola, seer, chittak, ryot, carcanna und dergleichen – kannte er nicht. Er hatte sie in seinem

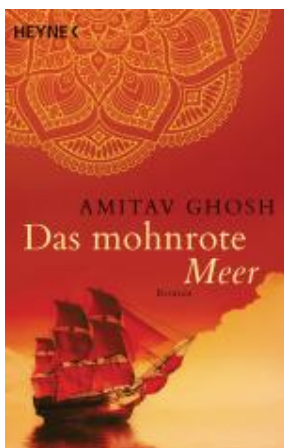
Zamindar (Groß-)Grundbesitzer; Grund besitzender Bauer
zamindari (Groß-)Grundbesitz
zarur sicher, gewiss
zila Distrikt, Bezirk

QUELLEN:

»Onania oder die erschreckliche Sünde der Selbst-Befleckung«. In: Grosses Universal Lexicon Aller Wissenschaftten und Künste, Welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden. Sechs und Dreyßigster Band. Leipzig und Halle 1743, S. 1586.

Kant, Immanuel: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2. Werkausgabe, Bd. XII, Frankfurt, 1964, S. 759.

Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...



Amitav Ghosh
Das mohnrote Meer

Roman

Karl Blessing Verlag

[Zum Shop](#)



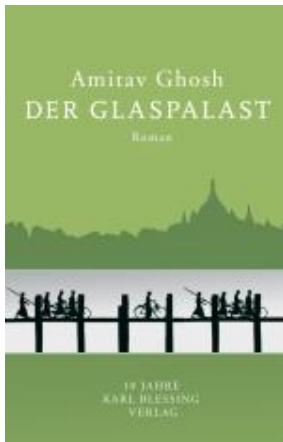
Amitav Ghosh
Die große Verblendung

Der Klimawandel als das Undenkbare

Karl Blessing Verlag

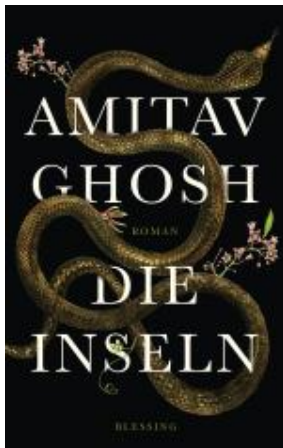
[Zum Shop](#)

Amitav Ghosh
Der Glaspalast



Karl Blessing Verlag

[Zum Shop](#)



Amitav Ghosh
Die Inseln

Karl Blessing Verlag

[Zum Shop](#)